№ 28 Neue Gartenlaube. 1900

Beilage zum „Danziger Courier".

Die Verschollenen.

Original-Roman von Hans Erey. [2]

„Sie finden mich bereit, Herr Notar", sagte Wellhoff, „weiß ich doch, daß Sie nur in meinem Interesse und zu meinem Besten handeln."

„Darauf mein Wort! — Auch habe ich noch ein besonderes Interesse, dem Herrn van Steen einen Mann an die Seite zu stellen, dem ich unter allen Umständen vertrauen darf."

Franz Wellhof horchte erstaunt auf. Der Herr Notar verfolgte auch seine Interessen, wenn er ihn für diese Stellung gewinnt.

„Sie müssen nicht glauben," fuhr Dr. Brokmann fort und lächelte, „daß ich Sie als Spion benützen will, sondern ich rechne nur mit dem guten Einfluß, den Sie auf den Herrn van Steen ausüben. Ich kenne ihre durchaus nüchterne Natur und weiß, daß Sie eiserne Grundsätze haben, die nach jeder Richtung hin lobenswert sind. Von diesen guten Eigenschaften soll der junge Kappholländer so viel wie möglich profitieren. Ein junger Mann von großem Reichtum, dem in keinen Dingen pekuniäre Grenzen gezogen sind, strauchelt bei weitem leichter, als jeder andre. Das muß aber vermieden werden, denn ich und meine Familie, wir haben ein großes Interesse, so viel wie möglich alle gesellschaftlichen Gefahren von dem jungen van Steen fern zu halten, — denn er steht im Begriff, sich mit meiner Tochter zu verloben."

Der Notar wandte sich bei diesen vertraulichen Worten der Portiere zu, die eine sichere Hand zurückgehoben, so daß die Frau Doktor Brokmann eine stattliche und etwas sehr stolze Dame dort sichtbar wurde.

Sie kam auf den Gemahl zu, flüsterte ihm etwas ins Ohr, wobei ein freudiges Rot über ihr Gesicht gehaucht war. Hierauf erhob sich der Herr Gemahl sofort und begleitete seine Gattin durch die Portiere in die anstoßenden Gemächer.

Hätte der wohlwollende Notar in dem Augenblick, als er aus dem Arbeitskabinett ging, einen Blick in das Angesicht seines Aktuars geworfen, er würde über die tödliche Blässe, die dieses Gesicht bedeckte, erschrocken sein.

Schule in Kairo.

Eine Weile saß Wellhoff, wie betäubt da. Die Katastrophe war also doch gekommen! — Aber sie gestaltete sich ganz anders, als er gedacht hatte. Mit welchem Raffinement war sie eingeleitet! — Diese Advokatenkniffe, diese Schlangenwege, — nur um den armen Kerl um so sicherer zu treffen und um ihn für alle Zeiten unschädlich zu machen. Und wahrlich, er traf ihn gut!

Ironisch auflachend schnellte Wellhoff von seinem Sitz empor. Sein Entschluß war bald gefaßt. Die Entlassung war ja da, er müßte blind sein, wenn er sie nicht sehen wollte. Zum Bedienten eines Menschen, dem seine Julie in die Arme geworfen werden soll, läßt er sich nicht herabwürdigen; lieber die Entlassung. Im Moment der ersten Aufregung, seines Unmutes, seines Schmerzes, wollte er hinaus ins Sprechzimmer zurück und von da das Haus verlassen für immer, dann aber besann er sich eines andern, trat an den Schreibtisch und schrieb mit wunderschöner Schrift auf ein Blatt Papier nieder:

„Herr Doktor Brokmann! Ich bitte inständig um meine Entlassung! Franz Wellhoff."

Da legte sich sanft eine kleine Frauenhand auf seine Schulter, ein bezaubernder Atem wehte ihn an. Jäh wandte sich der junge Mann um — und — Julie stand vor ihm.

Sie sah ihm an, was in seinem Herzen, in seinem Gemüt vorging, umklammerte seinen Nacken mit beiden Armen und küßte ihn leidenschaftlich.

„Franz," flüsterte sie ihm zu, „Franz, nimm die Stelle an, es könnte unser Glück sein!"

„Das ist ja ganz unmöglich, meine teure Julie," gab dieser zurück, „ich müßte ja zu Grunde gehen! — Ich soll der Bediente Deines zukünftigen Bräutigams sein?"

„Ich kann Dir jetzt keine Erklärungen

machen," flehte sie, „nimm die Stellung an, Franz, — alles andre wird sich finden."

Sie sah das Blatt Papier mit dem Entlassungsgesuch auf dem Schreibtisch liegen, und nahm es an sich. In diesem Augenblick hörte man die Stimme des Notars hinter der Portiere. Julie gab ihrem Franz noch einen glühenden Kuß und dann flüchtete sie in das Sprechzimmer hinaus.

Da trat auch schon der Herr Notar ins Arbeitskabinett zurück. Seine Gemahlin schien ihm etwas sehr angenehmes mitgeteilt zu haben, denn der Herr Doktor befand sich in einer recht rosigen Stimmung.

„Herr van Steen ist da," sagte er zu Wellhoff, „ich könnte Sie sofort vorstellen, aber wir müssen zuvor das Testament aufnehmen; die Amtspflichten gehen unter allen Umständen vor. Nehmen Sie die Mappe, Wellhoff."

Der Herr Notar deutete bei diesen Worten auf die Mappe, mit der dieser sich vorhin beschäftigt und griff nach seinem Cylinderhut.

Zögernd stand der junge Mann noch einen Augenblick da, noch rang er mit einem Entschluß, dann aber war für ihn der Wille Julies entscheidend. Entschlossen griff er zur Aktenmappe und war bereit, seinem Chef, wie ja so manches Mal, zu folgen.

Als er gleich darauf mit seinem Doktor durch das Sprechzimmer ging, um von hier aus den Treppenflur zu gewinnen, glaubte er Julie dort vorzufinden. Aber diese war bereits fort.

Der Gedanke, daß sie sich jetzt wieder in Gesellschaft des Holländers befinden könnte, von dessen Existenz er erst von seinem Chef selber etwas erfahren, entflammte die ersten Regungen der Eifersucht in seinem Herzen und versetzten ihn in einen erregten, krankhaften Zustand. Er haßte bereits diesen Herrn van Steen, ohne ihn überhaupt zu kennen.

Die Kutsche des Doktor Brokmann stand bereits vor der Hausthür. Franz stieg mit seinem Herrn ein und bald darauf rollte diese eilig davon. — — — — — —

Vor dem Hotel du Nord hielt der Wagen an. Der Aktuar und der Herr Notar stiegen aus. Der Portier des Hotels kam dienstfeifrig den beiden Herren entgegen.

„Melden Sie mich dem Grafen Suthorst, mein Bester," sagte Doktor Brokmann in seiner leutseligen Manier.

„Herr Notar, Sie werden erwartet, haben Sie die Güte mich zu begleiten."

Sie gingen ins Hotel und in der Beletage deutete der Portier auf eine Flügelthür.

„Der Zustand des gnädigen Herrn ist heute viel besser wie gestern," belehrte der Portier den Doktor Brokmann, „die Aerzte nehmen an, daß er sich doch noch einmal erholen wird."

„Um so besser," versetzte dieser, öffnete selbst die Flügelthür, winkte dann Wellhoff, ihm zu folgen und beide traten ein.

Sie kamen in ein fürstlich ausgestattetes Vorzimmer und Wellhoff blickte sich hier überrascht um. Die Wohnungseinrichtungen seines Chefs, die er hin und wieder zu sehen Gelegenheit gehabt, waren für ihn bis jetzt als der Inbegriff aller Pracht und Herrlichkeit erschienen, sie schrumpften indessen zum bescheidenen Hausrat zusammen, gegen die Prachtmöbel, mit denen der bekannte Besitzer des Hotels gerade diese Räume ausgeschmückt hatte.

„Nur ein reicher Fürst, ein König kann diese Hotelzimmer bewohnen," sagte sich Wellhoff und war wie geblendet. Wie schön ist es doch, gestand er sich, reich zu sein.

Ein älterer Diener in brauner Livree kam ihnen entgegen.

„Der Herr Notar?" fragte dieser den Doktor.

Der Chef nickte herablassend dem Diener zu. Hierauf öffnete jener eine Thür, die in ein kleines, aber traut ausgestattetes Zimmer führte.

In der Nähe der Balkonthür, in einem breiten Lehnsessel, mit Decken zugedeckt, so daß nur der Oberkörper sichtbar blieb, saß ein alter Herrn mit schneeweißen Haaren.

Das welke, gelbliche Gesicht war rasiert, das Haupthaar etwas in Unordnung. In den tiefliegenden Augen dieses Herrn lag etwas Unruhiges, Unstätes. Als Doktor Brokmann mit einer Verbeugung ins Zimmer trat, rückte der offenbar Kranke den Oberkörper ein wenig in die Höhe und sagte:

„Sie kamen spät, Herr Notar, aber immerhin, Sie kamen doch und das ist die Hauptsache."

„Wenn Sie bedenken wollten, Herr Graf, wie ich in Anspruch genommen bin. Nichts in meinem Leben ist kostbarer für mich, als meine knapp bemessene Zeit."

Ein hüstelndes Lächeln entfuhr den welken Lippen des Kranken.

„Dann wird Ihr Tod Sie einmal recht teuer zu stehen kommen, Herr Notar, denn der kostet Sie alle kostbare Zeit."

„Ganz recht, Herr Graf," antwortete Doktor Brokmann schlagfertig, „darum hebe ich mir das mit dem Sterben auch bis ganz zuletzt auf."

Der Blick des alten Herrn fiel nun auf die stattliche Erscheinung des jungen Wellhoff, der bescheiden in der Nähe der Thür stand, die Aktenmappe unter dem Arm.

„Mein Aktuar," stellte ihn der Notar vor. — —

„Ein hübscher Kerl," versetzte Graf Suthorst, „schade, daß er nicht Soldat ist."

Und wieder an Doktor Brokmann sich wendend fuhr er fort:

„Mir waren die Menschen, die sich auf den Advokatenstuben herumtrieben, immer unangenehm. Auch die Rechtsanwälte und Notare, ebenso die Aerzte habe ich gehaßt, und doch kam ich in die Lage, diese Gesellschaft hin und wieder zu gebrauchen."

„Haben Sie denn schlimme Erfahrungen gemacht, Herr Graf."

„Wenn ich seiner Zeit die Macht gehabt hätte, dann würde wohl keiner mehr auf der Welt sein. Indessen habe ich mit den Jahren eingesehen, daß diese Herren ein notwendiges Uebel der Gesellschaft sind und darum muß man sie sich eben gefallen lassen."

Der Notar lächelte.

„Ich freue mich, daß ich Sie bei so vorzüglicher Laune finde," antwortete Doktor Brokmann und winkte nun Wellhoff sich an einen bereit stehenden kleinen Tisch zu setzen und sich zum Schreiben fertig zu machen.

„Wenn nun die beiden Zeugen zur Stelle wären," wandte sich der Notar an den alten Herrn, „dann könnten wir Ihre letzwilligen Verfügungen sofort zu Akt nehmen."

„Aha, Ihre Zeit ist kostbar," spottete Graf Suthorst, „schade, ich hätte bei diesem Geschäft gern ein Glas Champagner mit Ihnen getrunken."

Neben dem Sessel, auf dem der Kranke saß, stand ein kleiner Bauerntisch und auf diesem eine Tischglocke. Diese schlug der alte Herr jetzt an und gleich darauf erschien der Diener.

„Franz," befahl er diesem, „Du rufst mir den Hotelier und seinen Freund. Sage ihnen, daß der Herr Notar endlich sich eingefunden habe und mit seiner Zeit geizen müsse."

Eigentümlich durchzuckte es Wellhoff, als er den Diener mit seinem eigenen Vornamen angeredet sah: bald wird auch er ein Franz sein und der Holländer van Steen wird ihm Befehle erteilen! — Der bloße Gedanke daran war ihm schrecklich.

„Hoffentlich haben Sie gegen diese beiden Zeugen meines Testaments nichts einzuwenden, Herr Notar?"

„Sie sind vollkommen einwandsfrei," gab jener zurück, nahm sich einen Stuhl und setzte sich an die Seite des Kranken, so daß er auch Wellhoff bequem aufs Papier sehen und ihm diktieren konnte.

Bald darauf kamen die beiden Zeugen feierlich ins Gemach. Sie waren ganz in Schwarz gekleidet und machten den Eindruck, als ob sie sich an einem Begräbnis beteiligen wollten.

Auch das forderte die satyrische Laune des Grafen Suthorst in die Schranken.

„Sehen Sie nicht so feierlich drein, meine Herren. Sie sehen ja, ich lebe noch. Nehmen Sie Platz. Franz, bringe eine Flasche Champagner. Ich sehe nicht ein, weßhalb wir nicht vergnügt sein sollten? Ein hübscher fröhlicher Abgang aus dieser Welt, das ist alles, was ich noch zu wünschen habe. Trinken wir!"

Der köstliche Wein wurde gebracht und die Gläser gefüllt. Nun stießen die Herren auf die baldige Genesung des Kranken an und kamen alsbald in eine gehobene Stimmung.

Wellhoff saß bescheiden an seinem Tisch, die Feder in der Hand, und hörte nicht auf, den alten Herrn im Lehnsessel zu beobachten. Der Diener, der die Gläser herum reichte, hatte ihn übergangen und der Herr Notar fand das in Ordnung.

„Nun darf ich wohl bitten, Herr Graf," forderte Notar Brokmann diesen auf, „daß wir beginnen. Teilen Sie uns Ihre Verfügungen von Punkt zu Punkt mit."

„Da es der Herr Doktor so eilig hat und seine Zeit so kostbar ist, werde ich mich fügen müssen. So hören Sie denn meine Herren: — Mein Rittergut in Franken, mit dem neu restaurierten Schloß samt der ganzen Gemäldesammlung und Bibliothek, überhaupt alles, was niet und nagelfest ist, ferner die Kohlengruben in Schlesien, sowie ein Kapital von fünfhunderttausend Thalern, welches die Deutsche Bank verwaltet, — vermache ich hiermit ausdrücklich meiner Frau und meinem Sohne."

Ueberrascht blickten sich sämtliche Herren einander an. Daß der Graf eine Gattin und einen Sohn besaß, hatte niemand gedacht. Die Herren hüteten sich indessen, ihr Erstaunen auch nur mit einem Worte auszudrücken und schwiegen. Der Kranke aber verstand es vortrefflich, den Herren die Gedanken von der Stirn abzulesen und sagte nun nochmals mit Nachdruck: „Das alles vermache ich ausdrücklich meiner Frau und meinem Sohne."

Der Notar sprach diesen Satz klar und deutlich zu Wellhoff hinüber, so daß dieser ihn genau zu Papier bringen konnte.

„Wünschen Sie nicht den gewöhnlichen Wohnort der Frau Gräfin hinzuzufügen, Herr Graf?" fragte der Notar, „unter Um-

ständen könnte das von einigem Belang sein."

Der Angeredete lachte bitter auf.

„Wenn mir das möglich wäre, mein bester Herr Doktor, dann säße ich jetzt sicherlich nicht hier. Ergehen Sie sich gar nicht in Vermutungen, meine Herren, denn wie die Dinge liegen, das erraten Sie doch nicht."

Auf dem Bauerntisch stand ein gefülltes Glas, er ergriff es und that einen tüchtigen Zug.

„Sie sehen mich verwundert an, meine Herren, und das finde ich sehr begreiflich." Und tief ernst werdend, wobei seine Augen einen fast düsteren Ausdruck annahmen, fügte er hinzu: „Ich fühle, daß ich Ihnen, schon im Interesse meines Testaments selbst, eine Erklärung schuldig bin. Thatsächlich besitze ich zum Aerger meiner Verwandten eine Gemahlin und einen Sohn, habe aber beide seit siebenundzwanzig Jahren nicht mehr gesehen. — Man hat sie mir seiner Zeit weggenommen, oder besser gesagt, man nahm mich ihnen! — Nur ein halbes Jahr war ich glücklich in diesem Leben und dann ging dieses Glück unter im Kampfe mit meinen Anverwandten. Heute sitze ich als Sieger hier, habe alle meine Verwandten besiegt und doch das Teuerste verloren, was einem Menschen von der Vorsehung in diesem Leben beschieden sein kann, ich meine das Glück, das ein edles Weib dem Manne bietet."

„Ohne indiskret sein zu wollen, Herr Graf," begann Doktor Brokmann, als der Kranke finster vor sich hinstarrte, „so scheint es mir doch angebracht, wenn Sie uns nähere Mitteilungen über die Frau Gräfin machen wollten: ich meine solche Mitteilungen, die die Behörde eines Tages in den Stand setzen könnte, Ihre Gemahlin und Ihrem Sohn von dem Testament in Kenntnis zu setzen."

„Als ich vor ein paar Tagen Ihre Bekanntschaft machte, Herr Notar," erwiderte der Graf, „da gefielen Sie mir so gut, daß ich bei mir beschloß, gerade in diesen Fragen Ihre Beihilfe mir zu sichern. Aber Sie haben mich schon längst enttäuscht, Sie haben ja keine Zeit," setzte er vorwurfsvoll hinzu, „was fange ich mit einem Manne an, der sich wie Sie in ewiger Hast durchs Leben hetzt? — Sie werden ja mit Ihren eigenen Angelegenheiten nicht fertig, viel weniger mit den meinen, die so verwickelt und so rätselhaft liegen."

„Darin irren Sie sich," wehrte sich Brokmann, „mein Bestreben geht nur dahin, alles, was einmal von mir gethan werden muß, so rasch, so gründlich und sicher als nur möglich zu thun. Ich bin gewohnt, ohne Umschweife, ohne Zögern und Zagen dem einmal gesteckten Ziele zuzustreben."

„Das ändert freilich die Sache, und unter dieser Flagge, die Sie da aufziehen, könnten Sie doch mein Mann werden. Gut, Sie sollen nun alles wissen, was ich selber weiß, übernehmen aber die Verpflichtung, sich für mich ins Zeug zu werfen."

„Mein Wort darauf, Herr Graf."

„Dann fällt Ihnen zuerst die Aufgabe zu, nachzuforschen, wo meine Frau sich überhaupt befindet und ob ihr meine Verwandten damals das Leben gelassen haben. Diese Thätigkeit müßten Sie indessen sofort beginnen, Sie brauchen nicht erst zu warten, bis ich tot bin. — Also hören Sie, meine Herren, die Geschichte meiner Verheiratung. Ich war achtunddreißig Jahre alt geworden und hatte eine stürmische Jugend hinter mir. Um besser meinen Vergnügungen leben zu können, hatte ich mit dreiunddreißig den Dienst quittiert. Einen großen Teil meines Vermögens hatte ich zum gerechten Verdruß meiner Verwandten bereits verbraucht. Da begegnete mir eines Tages eine junge Dame von ungewöhnlicher Schönheit. Es war die Tochter eines bescheidenen Beamten, der gerade zu dieser Zeit starb. Die Mutter war schon seit Jahren tot. Ich verliebte mich sterblich in Hedwig von Götze und beschloß als unabhängiger Mann, das reizende Kind, die eine große Neigung zu mir gefaßt, zu meiner Gemahlin zu machen."

Der Kranke machte hier eine Pause. Ein Wiederschein, ein matter Reflex des großen



Moderne Bluse.

Glücks von damals lag jetzt in seinem welken, gelblichen Gesicht ausgedrückt.

Diesen Moment benützte der Notar, seinem Aktuar zuzuflüstern:

„Es ist vielleicht doch von Wichtigkeit, Herr Wellhoff, wenn Sie sich das auf einen besonderen Bogen notieren. Es könnte das als eine Ergänzung des Testaments eines Tages von Bedeutung sein."

Hierauf schrieb Wellhoff alles nieder, was der alte Herr soeben mitgeteilt.

„Schon lange zuvor, ehe ich meine spätere Frau kennen lernte," erzählte Graf Suthorst weiter, „haben meine Verwandten Schritte gethan, die dahinaus zielten, mich zu entmündigen, denn nur so hofften sie, mein Vermögen für sich selbst zu retten. Ich beklage mich heute darüber nicht, denn meine bodenlose Verschwendungssucht verliehen diesen Absichten eine Art von Berechtigung. Die Dinge lagen aber ganz anders, als ich mich verheiratet hatte und das Leben von einer ganz andern Seite aufzufassen gelernt hatte. — Ich verlobte mich also mit der elternlos gewordenen Waise, heiratete Fräulein von Götze in aller Stille und zog mit ihr nach Berlin, um dort ungestört meinem Glück leben zu können."

Man sah jetzt, wie der alte Herr mit einer gewaltigen, inneren Erregung kämpfte. Die welke Hand, die auf der Decke lag, die über seinen Unterkörper geworfen war, zuckte.

„Was jetzt kommt, meine Herren," stieß er hervor, „das ist empörend! — Ich will es kurz sagen, weil ich fühle, wie meine Nerven sich aufregen, wie mein Blut fiebert, wenn ich auch nur zurückdenke. Mein Vater lebte damals noch und meine Geschwister. Ich hatte bis dahin nur mit dem Vermögen meiner verstorbenen Mutter gewirtschaftet. Nach ihrem Tode ging der Graf eine zweite Ehe ein. — Aber da verliere ich mich ja schon wieder auf Abwege, berühre Dinge, die nicht hierher gehören. — Man riß mich eines Tages von der Seite meiner Frau hinweg und brachte mich in eine Irrenanstalt!" —

Erstaunt horchten die beiden Zeugen und der Notar auf.

„Aber, wie war das möglich?" forschte Doktor Brokmann.

„Bei Euch Advokaten ist eben alles möglich," entgegnete der Kranke sarkastisch, „Aerzte und Juristen bringen alles fertig! — Sie begreifen also meine Abneigung gegen diese Herren. Sie bewiesen dem Richter, der Gesellschaft und der ganzen Welt, daß ich unzurechnungsfähig sei und unter Kuratel gestellt werden müsse. Die Ehe, die ich mit Hedwig von Götze eingegangen, wurde für ungiltig erklärt, denn ein Narr kann und darf keine Frau nehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Für unsre Frauen.



Reisehut.

Moderne Bluse. Die in Pastellfarben streifig gemusterte, geschmackvolle seidene Bluse mit elegantem Jabot ist vorn abwechselnd in Quetschfalten und schmalen Säumchen abgenäht. Der Rücken hat in der Mitte ebenfalls eine Quetschfalte und von jeder Seite derselben je drei schmale Säumchen. Stehkragen und Aermel sind mit weißer Seide gepaspelt. Das elegante Jabot ist aus weißem Krepp-Chiffon und gelblicher feiner Spitze hergestellt.

Reisehut. Der einfache und chike Hut ist aus feinem beigefarbenen Filz. Er wird von einem gleichfarbenen Seidenband und schmalem dunkelgelben Ledervorstoß eingefaßt. Ein gleiches Band mit Ledereinfassung umgiebt den Hutkopf und bildet die Schleife. Aus der Schleife entspringt eine etwas dunkler getönte Feder.



Der König und der Zauberer. Friedrich der Große beklagte sich immer wieder in Wort und Schrift, daß er von seinen Bedienten bestohlen werde. Eines Tages, als dem König abermals Fälle von Unredlichkeiten gemeldet wurden und der Monarch sehr aufgebracht war, erzählte ihm ein General, daß in Berlin ein Zauberkünstler aufgetaucht sei, der das Kunststück fertig bringe, aus einem lebenden Menschen ein Pferd zu machen. „Den Mann soll man mir schicken,“ befahl Friedrich, „als Diener kann ich die Spitzbuben nicht mehr gebrauchen, vielleicht kann der Zauberer brauchbare Pferde aus ihnen machen!“ Thatsächlich stellte sich am folgenden Tage der Magnus Thomas Peladine, angeblich aus Livorno dem König vor. Entschlossen, den verdächtigen Domestiken einen heilsamen Schrecken einzujagen, den Zauberkünstler aber, der damals halb Berlin auf den Kopf stellte, gründlich abzuführen, forderte der König den Wundermann auf, aus drei diesem gegenüber gestellten Dienern brauchbare Schlittenpferde zu machen. „Er reitet mir natürlich die Tiere vor und ich will dann sehen, ob er auch brauchbare Pferde aus den Kerls machen kann.“ Da der Monarch den Hokuspokus des Zauberers selbst nicht sehen, sondern nur die fertiggemachten Pferde vorgeritten haben wollte, so mußte sich der verdutzte Peladine bequemen, die drei Diener mit nach Berlin zu führen, um dort mit ihnen die Umwandlung vorzunehmen. Der schlaue Italiener kaufte nun drei prachtvolle Pferde und führte diese am folgenden Tage dem König vor. „Das hat Er gut gemacht,“ lobte der König den Betrüger, „einen solchen Mann kann ich in meinem Staate gebrauchen. Ich ernenne ihn zum Hofpferdemacher und als solcher hat er alle Spitzbuben in meinem Lande in nützliche Pferde umzuwandeln. Mache Er sich sofort an die Arbeit. Die drei Pferde will ich behalten.“ Der arme Magnus Thomas Peladine verschwand bei Nacht und Nebel und ließ sich nie wieder blicken.

Jede Altersstufe im Leben einer Frau, hat ihre besonderen Reize und Vorzüge. Es ist ganz abgeschmackt, behaupten zu wollen, daß eine Frau von 40 Jahren interesselos geworden sei. Die Schönheit der Frau muß gleich der der Männer vom Standpunkt der Reise aus beurteilt werden. Wenn die Frau nur nach den Gesetzen der Natur lebt, dann ist sie in jedem Lebensalter schön. Ja, die Schönheit einer vierzigjährigen Frau, kann den Knospenreiz einer sechzehnjährigen weit übertreffen. Helena, die große griechische Schönheit, war 48 Jahre alt, als sie den größten Zauber auf die Männerherzen ausübte. Aspasia lernte den Perikles erst in ihrem 37. Jahre kennen und begann von da ab als vielbewunderte Schönheit zu glänzen. Diese Beispiele lassen sich ins Unendliche fortsetzen. Die taufrische, rosige Gesichtsfarbe der Jugend ist ein herrliches Geschenk der Natur, aber die wirkliche Vollendung weiblicher Schönheit erreicht eine Frau erst mit dem 36. und 40. Jahre. Jede Frau, die sich in einem gewissen Alter für passée hält, begeht den größten Fehler, sie muß es nur verstehen, würdig dem höheren Alter entgegen zu gehen.

Mrs. Mary Jonas, die Königin der Mütter, ist in London, im Alter von 87 Jahren gestorben. Das hübsche Wort, daß Kinder Glück und Segen bringen, hatte sich gerade an ihr besonders bewährt. Sie besaß nicht weniger wie dreiunddreißig Kinder und diese erfreuliche Thatsache begründete ihren Ruhm. Ursprünglich in dürftigen Verhältnissen lebend, statteten sie ihre Verehrerinnen, unter denen sich selbst die Königin von England befand, so reichlich aus, daß dieser Mutter der größten Familie, ein schöner behaglicher Lebensabend bereitet werden konnte.



Berechtigter Stolz.

Frau: „Mein Mann verkehrt in den höchsten Regionen der Residenz.“

Rothaarige Personen sind der wenig angenehmen Kahlköpfigkeit viel seltener ausgesetzt, als andere. Nach der Erklärung eines berühmten Arztes soll die Ursache darin liegen, daß rote Haare immer dicker und kräftiger sind als die andrer Farben. Der Schaft eines roten Haares ist fünf bis sechsmal so stark als der des braunen oder blonden Haares. Die roten Haare sind so ausgiebig, daß man mit 30 000 schon ganz hübsch einen Schädel bedecken kann, während dazu von braunen oder blonden Haaren 150 bis 160 000 nötig sind. Die Rotköpfe brauchen deshalb nicht besonders stolz zu sein, ein Blond- oder Schwarzkopf mit dem schönsten Mondschein, besitzt deshalb doch mehr Haare als der Rotkopf ohne Glatze.

Es giebt nur einen vollkommenen Menschen auf der Erde — die Mutter.

Der Teufel mit dem Mäntelchen aus grauer Seide könnte man ein Erlebnis nennen, das sich jüngst in dem Durchgangswagen eines Nachtschnellzuges zugetragen hat. Sitzt da der bekannte Bankier A. mit seiner jungen schönen Gattin im Abteil und konferiert etwas heftig mit ihr über eine brennende Toilettenfrage. Da der Herr Gemahl es sich in den Kopf gesetzt hat, auch einmal sein vermeintliches Recht zum Siege zu führen, sich aber immer wieder von seiner kleinen Frau geschlagen sieht, ruft er wütend aus: „Wenn ich Dir den Hut kaufe, dann soll mich der Teufel holen!“ Diesen furchtbaren Wunsch quittiert die Gattin mit einem Strom von Thränen. Da hielt der Zug am böhmischen Bahnhof in Dresden an. Die Abteilthür wird rasch geöffnet und eine geheimnisvolle Gestalt in einen Mantel gehüllt trat ein. Der Mantel sinkt und Mephisto in Gestalt steht vor dem sündigen Bankier. Die junge Frau schreit entsetzt auf, denn ihren lieben Mann will sie sich denn doch nicht in die Hölle bringen lassen. „Entschuldigen Sie, gnädige Frau,“ sagt Mephisto, „ich bin der Bassist Scaria von der Hofoper in Dresden. Ich habe soeben den Mephisto in Gounods „Faust und Margarethe“ gesungen und da ich diesen Zug benützen muß, um rechtzeitig zu meinem Gastspiel nach Wien zu kommen, so blieb mir keine Minute Zeit, mich abzuschminken und umzukleiden.“ „Schadet nichts, Herr Teufel,“ antwortet der Bankier, „ich kaufe meiner Frau doch den neuen Hut und damit gut.

Bei einer der jüngsten Arbeitseinstellungen zogen viele der Streikenden lärmend vor das Haus des Bürgermeisters einer kleinen Fabrikstadt und verlangten stürmisch den Herrn Bürgermeister zu sprechen. Als der gestrenge Stadtvater sich nicht blicken lassen wollte, bewarf man das Haus mit Steinen. Nun öffnete der Bürgermeister das Fenster und fragte, was die Schreier von ihm wollten? „Eine Ohrfeige wollen wir Dir geben, komm herunter!“ brüllte ein Streikmann zum Fenster hinauf. „Und wenn Ihr mir zehn anbietet, ich komme nicht,“ gab der Stadtvater zurück und schloß das Fenster. Unter schallendem Gelächter zogen die Tumultanten weiter.

Man muß sich auf die Tiefen verstehen, wenn man in die Höhe kommen will.



Rebus.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Rätsel.

Mit i der ärgste Feind dem Schnee,
Verdrießt's den Fuchs mit a und c.

Worträtsel.

Ich bin speziell ein „Frauenzopf“,
Quäl' schmerzhaft manchen armen Tropf,
Erklett're Baum und Felsgestein,
Schleich in den tiefsten Wald mich ein;
Dien' auch als Nahrung manchem Tier —
Nun sag', was hältst Du wohl von mir?

Knackmandel.

Mich nicht wissen — verdrießlich
Mich zu hören — ersprießlich
Mich zu halten — gewichtig
Mich zu pflegen — weitschichtig
Mich zu geben — beschwerlich
Mir zu trauen — gefährlich
Heißen wie ich — entbehrlich.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Buchstabenrätsels: **Hebel. Hobel**; der Scharade: **Handkuß.**

Verantwortl. Redacteur C. Fischer, Berlin-Charlottenburg
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.